Lebenslauf einer heiligen Magd Gottes

Von Wilhelm Löhe

Library

Lebenslauf einer heiligen Magd Gottes aus dem Pfarrstande.

Von Wilhelm Löhe.

8. Auflage. 1928.

Buchhandlung der Diakonissen-Anstalt
Neuendettelsau (Mfr.).

Matthäus 11, 25—30.

St.-Johannis-Druckerei, Dinglingen (Baden).

Frau Maria Helene Löhe wurde geboren zu Frankfurt a. M., Sonntag, den 27. Juni 1819, morgens 8 Uhr. Ihr Vater war Herr Ferdinand Andreä-Hebenstreit, Kaufmann zu Frankfurt a. M. Ihre Mutter war Frau Anna Elisabetha, geb. Hebenstreit. Getauft wurde sie am 25. Juli 1819 von dem evangelisch-lutherischen Pfarrer zu Frankfurt, Herrn Stein.

Am 27. Juni 1837 schrieb mir die Mutter der seligen Frau Pfarrer:

„Unter dem Geläute aller Glocken (zum Gedächtnis einer Feuersbrunst von Anno 1719) wurde Dir Deine Helene geboren. Dies Geläute wird sie vielfach segnend begleiten in ihrem, in Deinem Beruf. Denn im Hause des Herrn, da Du dienst, wohnt Lobgetön. Während ich Helene unter meinem Herzen trug, betete ich unaufhörlich zu Gott, Er wolle mir einen Sohn schenken, ihn durch die heilige Taufe und den Einfluß seines ihm bestimmten Paten, der ein frommer Mann war, ganz sich weihen und mir in aufopfernder Liebe und Pflege des Kindes Beruhigung für mein krankes Herz senden. O der törichten

Bitte, welcher ich oft gedachte! Der Herr gab aber dennoch über Bitten und Verstehen, nicht nach meinem Wunsch, aber nach Seiner Gnade."

Als Helene heranwuchs, offenbarte sich's bald, daß ihr, wie so vielen in unsern Tagen, ein schwaches Nervensystem zuteil geworden war. Sie war ein Mägdlein von vielen Tränen und ermüdete leicht. Für Wohl und Wehe war sie von Kindesbeinen an gleich empfänglich, sie wurde von allem leicht ergriffen und auch körperlich affiziert.

Bei ihrer Nervenanlage war es sehr gut, daß sie einen einfachen Bildungsweg betrat. Sie besuchte vom Juli 1823 bis Oktober 1832 die Musterschule zu Frankfurt, kam demnach bald zum Lernen und blieb immer in derselben Anstalt. Da sie nach bayrischen Ordnungen bei ihrer Verheiratung eines Schulscheins bedurfte, so wurde ihr bezeugt, daß sie die Schule „als eine wackere Schülerin" besucht habe. In Bayern würde man ihr freilich bei gleicher Tüchtigkeit prunkvollere Prädikate gegeben haben.

Ihre Mutter war, durch Krankheit genötigt, öfters vom Hause abwesend. Wohin sie aber auch ging, Helene war ihre Begleiterin. Von Anfang an waren beide unzertrennlich. Die Tochter folgte der Mutter, die Mutter der Tochter. So war es im Leben, so war es im Tode.

Im Jahre 1835 reiste die Mutter, mit ihr die Tochter, nach Nürnberg, wo sich eine jüngere

Tochter im Kreise einer nahe verwandten Familie aufhielt. Diese Familie wohnte in einem Hause, in welchem auch ich wohnte. Ich war dazumal Pfarrverweser bei St. Ägidien. Da sich der Aufenthalt der Mutter in Nürnberg verzog, wurde mir aufgetragen, den in Frankfurt angefangenen Konfirmandenunterricht Helenens fortzusetzen. Ich setzte ihn fort und vollendete ihn. Ich konfirmierte sie auch, aber nicht in Nürnberg, sondern in einem bei Nürnberg gelegenen Dorf Behringersdorf, am 8. Juni 1835. Helene brachte wenig Kenntnisse in meinen Unterricht; aber bei großem Fleiß und heiliger Treue entwickelten sich die vorhandenen Gaben von Tag zu Tag mehr. Als sie aus dem Unterricht entlassen wurde, sprach ein älterer Freund zu ihr: „Gerechnet ist das Exempel, nun folgt die Probe.“ — Helenens Leben bis zum Tode hat bewiesen, daß das Exempel richtig gerechnet war.

Bald nach ihrer Konfirmation ging Helene mit ihrer Mutter nach Frankfurt zurück. Ich sah sie bis zum Jahre 1837 nicht mehr. Sie schrieb mir manchmal, und ich schrieb ihr wieder — eine Zeitlang. Aus ihren treu geführten Tagebüchern sehe ich, daß sie für jeden meiner Briefe Gott auf den Knien gedankt hat, und daß ein jeder zu der Zeit ankam, wo sie neues Licht und neue Kraft bedurfte. Als meine Briefe eine andre Deutung fanden, schrieb ich ihr gar nicht mehr; sie schrieb aber mir zuweilen — Briefe voll Einfalt, voll

Demut, voll Unschuld, wie man sie immer wünschen kann. — Auch ohne meine Briefe reifte sie zu einer heiligen Jüngerin Jesu heran.

Als ich im Jahre 1837 Pfarrer von Neuendettelsau wurde, hatte ich zwar von Helene kein Bild mehr in der Seele, aber es war mir doch bald klar, daß ich entweder sie oder keine als Weib in mein Pfarrhaus führen wollte. Ich hielt um sie an, und der Herr fügte es, daß die Eltern ihre Einwilligung gaben. Ihr Vater verwies mich nun an sie. Ich schrieb ihr — den ersten Brief dieser Art, die einzigen Worte dieser Art, welche ich je geschrieben. Ihre kurze und schöne Antwort ist diese:

„Vergangenen Samstag, den 22. April, erhielt ich Ihren Brief, welchen Sie an meinen Vater geschrieben haben, zu lesen. Er überraschte mich sehr; ich betete aber den 103. Psalm, denn ich habe Gott nicht erst um Erkenntnis Seines Willens bitten müssen, sondern danken, daß Er mich, Sein armes, sündhaftes Kind, so voll Gnade und Liebe Seine Wege führt. Ich habe mir solche Gedanken nie erlaubt und hätte nie glauben können, daß Ihre Wahl unter so vielen Jungfrauen auf mich, die unwerteste, fallen würde. Sie haben mich den Herrn lieben lernen. Dank sei Ihm, daß Seine Gnade an mir nicht vergeblich gewesen ist. Nachdem ich mich heute, den 26. April, nochmals dem Herrn

übergeben, daß Sein Wille an mir geschehe, erhielt ich Ihren lieben Brief, und ich kann Ihnen in stiller Ruhe meiner Seele ein Ja und Amen schreiben. Der Herr, vor dessen Angesicht ich diesen Brief schreibe, weiß, daß ich Sie mehr liebe als alle andern Männer, und ich freue mich sehr, Ihre Helene zu werden. Ich bin freudig, mit Ihnen einem Gott zu dienen, unter einem Volk zu leben. Ich kann Ihnen sagen: ‚Dein Gott sei mein Gott, Dein Volk sei mein Volk; wo Du hingehst, da gehe ich auch hin; wo Du bleibst, da bleibe ich auch; ich will mit Dir Dein Tränenbrot essen, und Deine guten Tage sollen mir Freude sein.‘ Der Herr hat solche Liebe in mein Herz gegeben, auch Lust und Liebe zum Beruf einer Pfarrfrau, einer Landpfarrerin. Der Herr gebe mir, Seinem schwachen Werkzeug, auch Kraft und Stärke, daß ich Ihnen eine wahre Gehilfin werde, daß ich meinem Gott und Ihnen Ehre und keine Schande mache. Ja, das Neuendettelsauer Pfarrhaus möge unter Gottes Segen und Hilfe eine Hütte Gottes unter der Gemeinde werden! Der Herr leite uns ferner nach Seinem Rat und nehme uns endlich zu Ehren an! Der dreieinige Gott vereinige sich immer inniger mit uns, daß wir beide Gottes Tempel seien, wo Seine Ehre wohnt. In unserm Bunde sei Christus der dritte! Unser Gott mache

auch mich würdig des Berufs und erfülle an uns alles Wohlgefallen der Güte und das Werk des Glaubens in der Kraft, auf daß an uns gepriesen werde der Name unsers Herrn Jesus Christus und wir an Ihm, nach der Gnade unsers Gottes und des Herrn Jesus Christus! Amen."

Als meine Mutter den Brief der noch nicht achtzehnjährigen Braut las, hat sie Gott gelobt und ihre neue Schwiegertochter mit aufgehobenen Händen gesegnet. Sie hat ihr geschrieben:

„Du sollst mir gesegnet sein, meine Tochter, als eine edle Rebe am Weinstock Jesus Christus. Er selbst mache Dich fruchtbar zu allen guten Werken, und Sein Friede müsse über Dir sein und bleiben! Dein Haus sei eine Hütte Gottes unter den Menschen, Du eine Zierde desselben, daß jedermann sich freue und erbaut werde, der da sieht Deinen Wandel in der Furcht Gottes. Ja, sei Du Deines Mannes Ehre und Freude, denn er ist ein Priester des lebendigen Gottes, und Du sollst dienen, daß hinfür auch sein Haus Zeugnis gebe von dem, was sein Mund verkündigt. Er, unser Gott, wolle Euch stärken, kräftigen, gründen und vollenden das Werk, das Er angefangen hat zu Seines Namens Ehre!"

Wie Naemi und Ruth, also haben sich diese zwei, Schwiegermutter und -tochter, liebgehabt

bis ans Ende. Ich habe oftmals meine Hände segnend auf das Haupt meiner Liebsten gelegt, wenn ich sah und hörte, wie sie das Gebot, das Verheißung hat, an ihrer Schwiegermutter ausübte.

Die Zeit des Brautstandes, der nicht lange währte, — vom 25. April bis 25. Juli 1837 — war mir eine heilige Zeit. Die Kinder, welche mir Gott von meiner Helene gegeben hat, haben weder in ihrem väterlichen noch in ihrem mütterlichen Nachlaß etwas zu erwarten, das kostbarer wäre als der Briefwechsel, welchen ihre selige Mutter mit ihrem Vater als Braut geführt hat. Ich habe in der Welt solche Einfalt und Würde nie gesehen noch gehört. Wenn mein Haus in Flammen aufginge, wären die edlen Briefe das Kostbarste, nach dem ich zuerst greifen würde. Meiner Kinder Brautstand werde wie der ihrer Eltern, dann ist's genug. — Ich habe meine Braut in Frankfurt vor der Hochzeit acht Tage besucht. Die Bäume blühten; ich sagte, wenn ich durch die Blüten fuhr: „Seine Verheißungen trügen nicht.“ Als die Leute sahen, daß wir nicht nach gewöhnlicher Weise miteinander umgingen, und man mir Bemerkungen darüber machte, daß meine Braut so fern von mir stehe, war ich vollkommen ruhig. Ich sagte: „Seine Verheißungen trügen nicht.“ Sie haben auch nicht betrogen. — Ich hatte einmal das betende Antlitz meiner Braut angesehen, ohne daß sie's wußte. Den

Anblick und die Ehrerbietung, welche er bewirkte, habe ich nie verloren. Wir haben uns geraume Zeit nicht einmal geduzt. Hernach geschah's. Helene schrieb mir: „Warum sollten wir's nicht? Sagen wir doch auch zu Gott: Herr, Gott, Du bist unsre Zuflucht für und für." Und wie der trauliche Umgang mit Gott die Anbetung nicht stört, so störte die immer von Jahr zu Jahr zunehmende Innigkeit und Traulichkeit die Ehrerbietung nicht. Kein Mann hat kindliches, einfältiges Lieben und kindliches, einfältiges Ehren so in Vereinigung erfahren wie der unwerte Mann, der dies vor wenigen Ohren und stillen Herzen zu Gottes Preis bekennt.

Am 25. Juli 1831, am Tage Jakobus des Größeren, habe ich die heilige Ordination empfangen. Helene ist an demselben Tage 1819 in der Taufe zu einer Priesterin Gottes geweiht worden. An ebendemselben Tage 1837 ließ ich mich zu Frankfurt bei St. Katharinen trauen. Gemäß dem Wunsch der edlen Braut sang man bei der Trauung:

Der ewig reiche Gott
Woll uns in unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben,
Und uns in Seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

Am 1. August 1837 betraten wir miteinander das Pfarrhaus von Neuendettelsau. Sechs Jahre und vier Monate sind wir in der armseligen Hütte miteinander ein und aus gegangen. Keinen schöneren Ort gab es in der Welt für mich als dies arme Haus, in welchem mein zu schwerem Ernst gestimmtes Herz durch Helene zu einer Heiterkeit erhoben wurde, die mich selbst oft in Verwunderung setzte. Ich habe seit meiner Verheiratung nie einem neuen Ehepaar Besseres zu wünschen gewußt als: „Möge es euch gehen wie mir!“ — Auch Helene war glücklich. Als sie im Jahre 1840 einige Wochen in Frankfurt war, schrieb sie mir am 16. Mai:

> „Heute in 14 Tagen bist Du wieder bei mir. Ich zähle Tage und Stunden mit mehr Sehnsucht, als eine Braut auf ihren Bräutigam wartet. Du hast in Deinem letzten Brief denselben Gedanken geschrieben, den ich schon so oft gehabt habe. Ich freue mich auf jedes Brieflein von Dir mehr, als ich mich als Braut gefreut habe, glaube ich.“

So lebten wir in tiefem Frieden und immerwährendem Gelingen unsre Jahre dahin, bis das Jahr kam, das ihr ewige Freuden, mir aber das herbe Leid der Trennung brachte.

Das Jahr 1843 war Helenens letztes Lebensjahr auf Erden. Es begann so schön. Die gute Mutter, welche die Einsamkeit des stillen Dorfes

und die reichen Segnungen eines friedenreichen Pfarrhauses so oft in den sechs Jahren aufgesucht hatte, war bei der geliebten Tochter und ihren Enkeln überglücklich; trübe, kranke Stunden wurden von dem Frieden und der Freude des Hauses verjagt. — Am 22. Januar gebar Helene ihr viertes Kind, das dritte Söhnlein. In dem angstvollen Stündlein war sie voll der liebenswürdigsten Heiterkeit und des stillsten Glaubens. Das Lied: „In Dich hab' ich gehoffet, Herr" beschäftigte ihre Seele; mit kindlicher Freude schlug sie es auf und legte es auf ihr Bett vor Gottes Augen und ihren eigenen hin. Der Herr half ihr gnädig und gab ihr den Sohn in die Arme zu derselben Zeit, in welcher ich ein sterbendes Kind einsegnete. — Wie freute ich mich damals, wenn ich an allen den Segen des Herrn dachte! Bereits standen in meinem Fenster blühende Hyazinthen, silberweiße, im schönsten Flor. Ihr Duft brachte mir Erinnerung an den lieben Frühling. Ich bedurfte aber gar keines Frühlings, um mich her blühte alles. — Kurz nach der Geburt des Jüngsten waren meiner Liebsten Tränen beschieden. Frau Hedwig Zeilinger, welche so oft mit der guten Mutter und Helene den Frieden meines Hauses geteilt hatte, entschlief am Nervenfieber in Frankfurt a. M. Die erste von drei eng verbundenen Seelen fehlte. — In der Mitte des Monats März erkrankte die gute Mutter. Am Tage, da sie liegenblieb, hauchte sie ihre

ganze Sehnsucht in ein Lied aus und schrieb es, die letzten Züge der segensreichen Hand, in ihr Gedenkbuch ein. Am 21. März verschied sie, so sanft und friedlich! Die Art, wie Helene den großen Schlag ertrug, gewann ihr meine ganze Seele, wenn ich so von einer Seele reden darf, die sie ohnehin besaß. Ich baute eine Gruft, dahinein stellte man den teuren Sarg. Wie freute sich Helene, daß in derselben noch Platz war für sie und für mich! Eine immerwährende Sehnsucht nach der Mutter blieb Helene, aber sie ertrug diese Sehnsucht so schön. Ihr freundliches, fröhliches Wesen wurde dadurch nicht im mindesten getrübt. Im Gegenteil, immer heiterer, immer edler, immer heiliger, immer selbstverleugnender, immer mehr nur für andre lebend, immer stärker erschien sie mir. Selbst ihr Leib, der anfangs durch das Wochenbett und den Verlust der Mutter gelitten hatte, verjüngte sich. Rüstig und mutig tat sie das Ihrige, ja immer rüstiger und mutiger wurde sie. Wenn ich früher schon die Entwicklung ihrer Seele und ihrer Geisteskräfte mit fröhlichster Befriedigung betrachtet hatte, so erregte mir im letzten Sommer ihr rascher Gang zur Vollendung oft wirkliche Besorgnis. Eine bange Ahnung bemächtigte sich meiner. Wenn ich ihr zuweilen ins Auge schaute, war es, als vernähme ich eine Botschaft des Todes. Oft war mir, als läge sie im untern Raum des Hauses im Sarg, und ich drückte ihr zum letztenmal die kalte Hand, so wie ich es

hernach wirklich tat und tun mußte! — Ich weiß nicht, was man davon sagen will, aber es ist nicht zu leugnen, daß wir von den Dingen, welche nach der Meinung des Volkes Tod weissagen, auffallende Erfahrung machten. Einmal z. B. stand das ganze Haus am lichten Tage und hörte jenem unbegreiflichen Glucken zu, welches das Volk dem „Totenhühnlein" zuschreibt. — Es war überhaupt so manches Ungewöhnliche in unsrer Umgebung, wie wenn eine selbst der leblosen Kreatur teure Person in Gefahr wäre. — Doch alles das achtete man nicht. Eine teure Freundin konnte Helene bei dem letzten Besuch, den ihr diese machte, nie ohne Tränen ansehen, ohne jedoch zu wissen, warum. Eine andre wurde zu dem ihr selbst nicht wohlbegreiflichen Ausspruch, daß Helene keines langen Lebens sein werde, hingerissen. Meine alte Mutter jammerte oftmals in unbegreiflicher Angst und behauptete, es müsse der Familie ein schwerer Schlag bevorstehen usw. Auch dessen achtete man nicht. — Am Tage Allerheiligen hatte ich von der triumphierenden Kirche in einer Betstunde geredet. Es war ein heller Nachmittag, der für meine Seele etwas Eigenes hatte. Ich ging Hand in Hand mit der Geliebten einem Dorf zu, in welchem ich dem Pfarrer, meinem Freunde, das heilige Mahl zu reichen hatte. Sie erzählte mir in ihrer Weise, was sie sich aus der Betstunde gemerkt hatte. Wir verweilten bei dem Gedanken, daß die heilige Kirche einem langen Pilgerzug

gleiche, dessen erste Scharen schon in Zion seien, während die andern noch hienieden wallen. Wie freute ich mich mit ihr! — Auf dem Heimweg rekapitulierte sie ihren Lebensgang, tadelte, was sie an sich alles tadelhaft fand, und freute sich wieder der Gnade. Ich achtete mich so reich, als sie mit mir ins stille Haus zu den geliebten Kindern trat. — Ich wurde zuerst krank. Ein heftiger Grippeanfall warf mich hin. Helene diente mir mit einer Freundlichkeit, bei der mir wunderlicherweise war, als wolle sie mein Unwohlsein auf sich nehmen. Ich genas durch Anfälle von Ohnmachten. Sie hingegen begann unwohl zu werden. Schon bald sagte sie zu mir: „Laß lieber mich sterben, an mir ist wenig gelegen!“ Ihr Übel bildete sich zu Brust- und Unterleibsentzündung und gar bald zu jenem schrecklichen Nervenfieber aus, dem ihre ohnehin sehr nervenschwache Anlage nicht widerstehen konnte. Wie oft hatte mich diese Anlage geängstigt, und nun kam, was ich fürchtete. Sie geriet oft in Phantasien; ihre Seele war dann im himmlischen Jerusalem und in Tempeln, auf deren Kanzeln zur Predigt zu steigen sie mich dringend ermunterte. Sie hatte dann eines Engels Angesicht, ihre Züge strahlten vor Freude. — Am Dienstag vor ihrem Tode kämpfte sie einen wahrhaftigen Todeskampf; aber wie heilig und lieblich war ihr ganzes Benehmen, so daß sie meine schmerzenreiche Seele zur Kraft, sie mit dem göttlichen Wort zu erfreuen, emporhob. In diesem

Kampfe kam es dahin, daß der Odem stillstand; mein Herz durchbohrte der Gedanke: „Sie stirbt.“ Da öffnete sie die Augen wieder und wurde von Stund' an besser. Ich tat Gott mit heißer Sehnsucht brünstige Gelübde für ihre Genesung. Ich hätte sie gern vor aller Welt auf die Altäre gelegt. Schon glaubte ich, erhört zu sein. Ich stellte sie mir schon als eine langsam Genesende, durch die Krankheit sehr Geschwächte und Entstellte vor, freute mich aber, nun erst meine Liebe beweisen zu können. — Das Fieber wich, Zeichen der Besserung traten ein. Was ernstere Anzeichen waren, die ich an andern leicht erkenne, sah ich nicht. — Am Nachmittag vor ihrem Tode redete sie viel irre. Immer beschäftigten sie geliebte Personen, die Schwiegermutter, der Schwager Max und dessen Söhnlein usw. Dazwischen rief sie mir zu: „Du mußt ja doch auch sterben!“ Manchmal glaubte sie die gute Mutter zu sehen, drückte der neben ihr stehenden Nichte die Hand, als wäre es die Mutterhand, ließ sich's auch nicht verneinen, rief mit dem innigsten Seelenausdruck: „Beste Mutter!“ — Ihre Worte wurden immer ernster. Sie betete:

„Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich nahe mich im Staube
Zu Dir, o Gott, mein Heil.
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bei Dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Teil!“

Sie rief laut und mit dem ihr eigenen freundlichen, edlen Ernst: „Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben! Amen.“

Immer stiller wurde sie; doch erkannte sie meine Stimme bis ans Ende, redete auch selbst noch oft mit mir im Delirium, forderte mich zu diesem und jenem auf, „den Christbaum, da ja Weihnachten sei, anzuzünden“ usw. Endlich wurde sie ganz still und schlief, wie es schien, einen natürlichen Schlaf mit geschlossenen Augen. Die Drüsengeschwulst, welche wir Tag und Nacht zu erweichen bemüht waren, schien aufzugehen. Man überließ sich der Hoffnung, da eben der Tod an der Tür pochte.

Von vielem Wachen, leiblicher und geistiger Anstrengung über die Maßen müde geworden, schlief ich auf dem Sofa ein, und die Wärterinnen taten nicht, wie ich ihnen geboten hatte, sie weckten mich nicht. Als ich erwachte, war es hell, und mich überfiel ein Schrecken, als ich bemerkte, daß das arge Fieber wieder durch den kranken Leib hinjagte. Ich hatte gehofft — denn es war Freitag —, Betstunde halten und dem Herrn danken zu dürfen, nachdem ich die ganze Woche außer sakramentlichen Handlungen nichts Amtliches vorgenommen hatte. Wie war meine Freude zunichte! — Am Vormittag ruhte das Fieber einige Augenblicke. Zweimal sah sie mir mit aller

Freundlichkeit ihres lieben Angesichtes in die Augen. Darauf sagte sie bittend: „Ach, halt mich! Ach Mutter! Ach Wilhelm!“ Dann lag die Zunge gelähmt im Munde. — Dennoch hoffte und hoffte ich, bis ich nicht mehr konnte. — Schon in der Nacht zuvor hatte mich einmal der Gedanke durchzuckt: „Bisher hast du alles mit ihr gelitten, nun geht sie die Leidensbahn allein, ist los von dir!“ Nun aber trat der Gedanke mit gebieterischer Notwendigkeit hervor. Ich ergoß mein schmerzenreiches Herz in Gebete, die ich nicht mehr weiß. Nur das weiß ich, daß ich sie keinem, keinem überlassen konnte, übergab und opferte, als Ihm, unserm Herrn Jesus, — und daß ich betete, Er wolle mich durch sie aufnehmen in die ewigen Hütten. — Zwei meiner Amtsnachbarn waren gekommen, in Hoffnung, eine Genesende zu treffen. Sie kamen eben recht, um mitzubeten, mitzusegnen. Heftige Schmerzen drangen auf sie ein; sie stöhnte. Hernach betete sie mit lallender Zunge, das trübe Auge fest auf einen Punkt gerichtet. Ich vernahm, wie sie oftmals von der müden Zunge ein „Herr, hilf!“ abwälzte. Endlich ging ihr der Herr entgegen. Sie entschlief unter dem lauten, gemeinsamen Segen der anwesenden Priester und Hausgenossen. Ich dankte ihr für die zahllosen Wohltaten ihrer aufopfernden Liebe, — ich wurde der Ärmste unter der Sonne, während sie ewigen Reichtum ererbte.

Bei ihrem Scheiden erwies sich's, welche Liebe

eine anspruchslose Frau finden kann. Bescheidener, anspruchsloser, demütiger als sie habe ich nie ein Weib gesehen. Aber sie hat viele und große Liebe gefunden. Davon zeugten die Tränen und das Wehklagen auch solcher Leute, die für fremde Leiden wenig Herz und Teilnahme haben.

Mein teurer Bruder, der sie kannte, schrieb mir:

„Du hattest an ihr, was auf Erden kaum mehr zu finden, ein echtes Weib voll Sanftmut und Liebe und ohne Falsch. Ob ich sie gleich mehr als meine leiblichen Schwestern liebte, so war meine Hochachtung gegen sie doch noch viel größer. Denn an ihr merkte ich mehr als an allen Weibern, die ich je kennenlernte, was ein Weib sein soll, und wie ein Weib das Vorbild der heiligen Ehe begreifen kann. Heiligung war ihre andre Natur. Dafür soll sie von uns ewig gesegnet sein! Sie hat uns und ihrer ganzen Umgebung zur Freude gelebt, und seitdem sie gestorben und die ewige Freude genießt, die der Herr den Seinen nach diesem Kreuzesleben als Gnadenlohn bereitet hat, seitdem habe ich eine unbeschreibliche Sehnsucht auch nach dem Herrn, bei dem nun ihre heilige Seele lebt."

Sie starb am 24. November 1843, nachmittags gegen 3 Uhr, am Todestag, in der Todesstunde

des Herrn. Hier auf Erden hat sie 24 Jahre und fast 5 Monate gelebt. — Am letzten Sonntag des Kirchenjahrs, dem 26. November, stellten wir ihren Sarg neben den der vielgeliebten Mutter, und ich hielt ihr am Grabe den kurzen Lebenslauf. — Du weißt nicht, Leser, was ich hierbei verschweige.

Der Herr vereinige mich und meine Kinder mit ihr vor Seinem Thron ewiglich!

Amen.

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.

N.B. Was ich im 10. Brief von Brandts Briefen über die Jungfrau im Brautstand, über Pfarrfrauen und über ebendiese in meinem Pastorale gesagt habe, das ist Helenens treues Bild.

Anhang.

Es sind nun reichlich 22 Jahre, seitdem ich den vorausstehenden Lebenslauf geschrieben habe. Wieviel ist anders geworden! Bereits blüht auf meinem Haupt der Mandelbaum, und Helenens beide Söhne — der dritte und jüngste folgte ihr bald — haben ihre Brautzeit hinter sich und stehen am eigenen Herd. Ihre Tochter hat bereits die Lebensjahre ihrer Mutter überholt, Ernst und Weh des Lebens mehr als die vielgeliebte Vorgängerin erfahren. Aber ich unterschreibe den Lebenslauf und seinen gesamten Inhalt noch heute. Ich habe ihn mit ernster Prüfung gelesen, um ihn zu korrigieren, wenn etwas zu korrigieren wäre, um ihn dann, aufs neue als Manuskript gedruckt, ihrem jüngeren Sohn zur Feier seiner Hochzeit zu bieten. Aber nein, ich korrigiere nichts, wörtlich nichts als ein einziges „M“, das ich vor das Wörtchen „ein“ gesetzt habe.

Vor 22 Jahren meinte einer, es sei doch an Helene gar nichts Besonderes gewesen; seine Frau habe mehr Ausgezeichnetes gehabt. Ich konnte ihm Recht lassen. Die vergangenen 22 Jahre, in

denen ich ein Lehrer und Erzieher und Beichtvater so vieler Frauen und Jungfrauen geworden und gewesen bin, haben mich mit manchem weiblichen Wesen bekannt gemacht, dessen Gaben, wenn man hätte vergleichen wollen, Helenens Gaben weit überstrahlten. Ich meine es gewiß zu wissen, daß Helene sich z. B. vor mancher Diakonissin, wenn sie die Zeit erlebt hätte, tief verneigt haben und getan haben würde, was sie mir manchmal so holdselig getan hatte, — nämlich ihren Schemel geholt, ihn zu deren Füßen gerückt und ihr in vergnügter Hingabe zugehört haben würde. Von wie vielen, vielen wurde und wird sie überstrahlt! Auch könnte man sie ebensowenig unter die Namen unsrer Kalenderheiligen einreihen, wenn ich sie gleich eine heilige Magd Gottes genannt habe. Wie an Gaben so war sie auch an der heroischen Tugend, die man von einer antiken Heiligen verlangt, nur klein. Aber was mir an ihr so wohlgefallen hat, war das Bewußtsein ihrer Kleinheit und ihres Nichts, das sie nicht drückte, nicht genierte, sondern ihr Herz ganz und gar ihrem höchsten Schatz, Christus, öffnete: an freudiger Niedrigkeit, dazu an geheiligter Natürlichkeit, an Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit des Daseins und Benehmens habe ich ihresgleichen nicht gefunden, — vielleicht nur, weil ich zu gern *sie* in diesem Licht ansah, als daß ich andre hätte neben ihr im gleichen Licht sehen können. Andre sehen dasselbe an andern, ich an Helene. Wo es sich

aber findet, redet es ans Herz und macht die Seele dessen fröhlich, der den Anblick hat.

Ehe ich um sie warb, ließ ich, wie die Freier tun, ihren Sinn erforschen, nämlich durch ihre eigene Mutter. Die Mutter schrieb: „Ich habe Helene Ihren Brief nicht mitgeteilt; demungeachtet sind alle Fragen mit einem freudigen Ja beantwortet: ihre Herzenseinfalt ist groß, und dies wird anerkannt werden: nur in einem recht einfachen Leben wird sie glücklich sein und auch glücklich machen.“ Und wahrlich, das wenigstens ist anerkannt worden, vor allen von mir; und so ist's gekommen, sie hat das Glück der Einfalt empfangen und dargereicht, nämlich mir.

Wie sich die Helene von Gott verliehene natürliche Art ausgenommen und gegeben hat, ehe sie ihren Herrn kennenlernte und sich Ihm herzlich ergab, weiß ich nicht. Ich kenne sie nur auf ihrem Gang zu Christus und in Christus. Da aber unterschied sich die Zeit vor und in der Ehe. Vor der Ehe prägte sich die natürliche Einfalt in bescheidener, fast scheuer Jungfräulichkeit aus. Paulus' herrliche Worte vom Stand der Jungfrauen, 1. Korinther 7, erfüllten die Seele der Jüngerin. „Eine Jungfrau sorgt, was des Herrn ist,“ das konnte man von ihr oft hören und lesen. In der Ehe hingegen herrschte ganz der Ton Epheser 5, 32. 33. Der Wechsel des einen Standpunkts mit dem andern kam Helene anfangs schwer an, bis ihr die Einfalt Mut und Freudigkeit verlieh. „Ich

habe heute," schrieb sie als Braut am 14. Juni 1837, „in Luthers Weisheit die Auslegung von 1. Mose 16, 1—6 und 1. Mose 23, 24 gelesen. Jetzt lese ich solche Sachen mit einem besonderen Vergnügen; früher habe ich sie nicht gern gelesen. Jetzt gefallen mir Stellen wie 1. Petrus 3, 1—7 so wohl, früher gefiel mir 1. Korinther 7, 32—34 besonders. Es ist jetzt gerade umgekehrt. Ich danke meinem Gott, daß ich Dein Weib werde, und lasse Ihn nicht, Er segne uns denn." So fand sich am Wort ihre Einfalt zurecht. — Schon vorher, am 13. Mai 1837, hatte sie geschrieben: „Nach Ihm ist mir mein teurer Bräutigam der Nächste, mein Liebster. Ich wünsche, daß unsre Liebe recht nahe, innig, einfältig werde. Mein Herr bleibst Du aber doch immer, denn Gott sprach zu Eva nach dem Sündenfall: Dein Wille soll deinem Mann unterworfen sein, und er soll dein Herr sein." Mit Einfalt erfaßte sie alle Lebensverhältnisse, und es gelang ihr eben so echte Jungfräulichkeit, jungfräulich-bräutliches Wesen und reine Weiblichkeit mühelos. Das zeigte sich hernach auch in der Ehe. Die meisten Frauen können ihren Männern nicht recht beichten und tun auch am besten, nicht sie zu Beichtvätern zu nehmen. Helene brauchte das nicht; das trauliche „Du", das magdliche „Herr Pfarrer", das „Würdiger, lieber Herr, Ihr wollet meine Beichte hören", gelang ihr ohne alles Heucheln eines wie das andre; nicht Kunst, son-

dern Aufrichtigkeit und Wahrheit war bei dem allen. Einfalt leitete von einem Benehmen zum andern. Und diese Einfalt, die von innen nach außen mühelos lebt, in heiliger Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit sich in jeder Lage frei und kindlich bewegt, für jede Lage das freie, aufrichtige, innere Verhalten findet, — das war Helenens Teil und schönste Gabe. Sie konnte darum ihre Unwissenheit zeigen, ungeschickte Fragen bringen, die geringste Schülerin sein, ohne daß sie einmal sich linkisch benahm. Wie wenn sie voll Weisheit und Erkenntnis redete, nahm man ihr Fragen und kindlich Forschen auf. Oft aber fand sie kraft der Einfalt das schönste Wort zum schönsten Sinn und redete, ohne daß sie es merkte, holdselige Worte der Wahrheit, welche ihr die Herzen gewannen.

Weil man das so gar selten findet und dagegen sogar oft an Jungfrauen und jungen Frauen eine bubenartige Freiheit oder weibische Ziererei tadeln muß, so habe ich mir längst vorgenommen, den wenigen, denen ich einen zweiten Abdruck von Helenens Lebenslauf vermeinen kann und darf, einen Anhang beidrucken zu lassen, Stellen aus Helenens Briefen, unter dem Titel: Stylus simplicitatis, Stil der Einfalt. Ob mir's gelingt, weiß ich nicht, denn ich muß ja die Stellen aus dem Zusammenhang reißen, in dem der Glanz der Einfalt weit milder und schöner leuchtet. Gelingt es nun auch nicht recht, so kann

ich mich vielleicht bald bei Helene entschuldigen; andre beleidige ich mit meinem Tun nicht. Ich gebe das Blatt keinem, der mir mein Vornehmen mißbilligt. Was ich will, ist, weibliche Personen meiner Lebenskreise zur Einfalt reizen, sonst gar nichts. Den Preis weiblicher Einfalt, der schönsten, aber seltensten weiblichen Tugend, meine ich durchaus und in allen nun folgenden Stellen. Sie haben sonst gar keinen Wert.

Stylus simplicitatis.

1. Im zweiten Brief an den Bräutigam, am Himmelfahrtstag 1837, schrieb sie wie zur Einleitung ihres Briefwechsels — denn der Brief mit ihrem Ja ist für sich — wie folgt:

> „Heute ist des Herrn Himmelfahrt. Ich bin fröhlich in meinem Gott, denn Er wird auch uns segnen vom Himmel, wie Er Seine Jünger gesegnet hat, und auch mein lieber Herr Löhe und seine Helene werden die Kraft Seines Geistes empfangen. Nach Seiner Verheißung wird der Herr bei uns sein alle Tage bis an des Lebens Ende; mit Ihm haben wir alles. Wenn wir nur Dich haben, so fragen wir nichts nach Himmel und Erde; wenn uns gleich Leib und Seele verschmachtete, so ist doch Gott unsers Herzens Trost und unser Teil! Amen."

2. Da es sich um Anschaffung von Möbeln usw. handelte, wendete sie einfach den Grundsatz der Einfalt, der sie unbewußt leitete, auch auf die Möbel an und schrieb:

„Wie dürften wir uns Pracht im Irdischen wünschen, da unser Heiland arm ward auf Erden um unsertwillen, damit wir durch Seine Armut reich würden. Nur reich an himmlischen Gütern wolle uns der Herr machen, reich an Glauben, Liebe und Demut."

3. Ihr Leben in der jungfräulichen Zeit war nicht geeignet, sie für den Haushalt auszubilden, am wenigsten aber für den eines Landpfarrers; das sah sie wohl und schrieb:

„Der Herr sei in mir Schwachen mächtig, Er stärke mich und gebe mir Tüchtigkeit zu meinem Beruf, denn ich verstehe noch gar wenig, eine Haushaltung zu führen. Was ich nicht weiß, will ich mit Freuden lernen, und Ihre Geduld habe ich schon kennen gelernt. Sie haben schon viel an mir bewiesen, so werden Sie auch ferner mit Ihrer Helene Geduld haben."

So tat sie auch. Für gewisse Dinge, z. B. Näherei u. dgl., brauchte sie wenig oder nichts zu lernen; sie kam aus Umgebungen und Lebenskreisen, die ich zuweilen „hohe Schule der Näherei" nannte. Aber von einer alten Landfrau lernte sie am Rad spinnen, von einer Pfarrersfrau das Spinnen an der Spindel, ein Bäcker lehrte sie Seifensieden, von den Bauersfrauen

lernte sie Brot backen. Von jedem lernte sie, was sie von ihm lernen konnte. Eine Schülerin aller, kam sie schnell empor. So gern lernte sie aber, daß sie immer lernen wollte. Wenn sie mit ihrer Schwiegermutter unter den Frauen saß, so waren alle erfahren, jede wußte zu raten und zu taten, nur Helene und ihre Schwiegermutter nicht. Diese, eine Greisin, horchte auf all die jungen Erfahrungen, neigte das Haupt hin und her und, weil sie gar nichts erfahren hatte (!), bewunderte sie andre nur immer mit einem gut fränkischen: „Was sagen's!“ Helene aber horchte auch nur und fragte wie ein Kind. Es war, wie wenn sie nur immer andern gehorchte. Stillhin tat sie ihr Ding, alles tat und ordnete sie, und man merkte nichts davon, daß es geschah. Der Haushalt war keine lärmende Maschine, sondern einem Baum gleich, der wächst und grünt und blüht und Früchte bringt zu seiner Zeit, aber bei all der reichen Tätigkeit kein Geschrei und keinen Lärm macht.

4. Es handelte sich darum, wann der Bräutigam die Braut besuchen sollte. Ihr Vater meinte an Pfingsten; aber Helene konnte an Pfingsten den Bräutigam nicht brauchen, weil der Brautbesuch Unruhe verursachte, sie aber mit ihrer Mutter Ruhe haben wollte, um zum heiligen Mahl zu gehen. Der Brautbesuch „pressierte“ nicht so. Darum schrieb sie:

„Meine liebe Mutter und Ihre Helene möchten gern an Pfingsten zum heiligen Mahl gehen; würden Sie dann vor Pfingsten kommen, so würde diese Zeit durch viele Besuche wohl unruhig werden. Die Pfingsttage selbst sind große Lustbarkeiten in Frankfurt, ruhig kann ich diese Zeit nicht nennen."

Denselben Brief schloß sie in ihrer feierlichen Einfalt:

„Der Herr segne uns! Ich fürchte mich nicht (überhaupt kannte sie keine Furcht), denn der Herr ist bei uns alle Tage mit Seinem Geist. Der Herr sei unsre Stärke, unser Fels, unsre Burg, unser Erretter, unser Gott, unser Hort, unser Schild und Horn unsers Heils und unser Schutz! Amen."

5. Helene hielt schon als Mädchen gern ihre stille halbe Stunde, nur daß wir damals den Ausdruck „stille halbe Stunde" nicht hatten; er gehört einer Zeit an, wo sie nicht mehr hier lebte. Sie trug ihren Schemel gern in ihren stillsten Winkel, schlug ihr Buch auf, las und betete. In der Brautzeit las sie unter anderm Luthers Büchlein von der Freiheit eines Christenmenschen. Da kam sie auf dem Weg ihrer stillen Gedanken bis zu einer Wahrheit, die sie nicht auszusprechen wagte, die aber groß und schön ist im ehelichen und innern Leben des Mannes und seiner Frau. Sie schrieb am 28. Mai 1837:

„In dem Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen las ich heute auch eine herrliche Stelle über die Vereinigung der Seele mit Christus als einer Braut mit ihrem Bräutigam. Wenn Christus und die Seele ein Leib werden, so werden auch beider Güter, Fall und Unfall und alle Dinge gemein; das, was Christus hat, das ist eigen der gläubigen Seele; was die Seele hat, wird Christi eigen. So hat Christus alle Güter und Seligkeit, die sind der Seelen eigen. So hat die Seele alle Untugend und Sünde auf ihr; die werden Christi eigen: Dank und Lob sei Gott für diese selige Vereinigung.

Den unterstrichenen Satz verstehe ich aber nicht in Beziehung auf unsere Vereinigung, oder ist unsre Vereinigung auch so innig wie die der Seele mit Christus? Ist sie's nicht? Du wirst ja mein Lehrer auch jetzt noch sein."

6. An demselben Tag schrieb sie in bezug auf den indes geschehenen Brautbesuch:

„Herzlichen Dank für Deinen mir so lieben Besuch in Frankfurt. Ich meine, ich könne Dich jetzt mehr lieben, seitdem ich Dich gesprochen und gesehen habe. Ich weiß nun gewiß, daß der Herr Dein Herz zu mir geneigt hat. Der mir so liebe Vers:

Neige, Herr, sein Herz zu mir,
Wie Du liebest die Gemeine,
Daß auch dies Geheimnis hier
In uns beiden recht erscheine.
Laß ihn mein, mich seine sein,
Schlage Händ' und Herzen ein! —

er war vor Deinem Besuch ein Gebet, und nach demselben sehe ich mein Gebet schon erhört."

Es war aber der Brautbesuch ganz wunderlich, die Braut war einsilbig, still, feierlich, freundlich. Nachdem sie mir die Hand gereicht hatte, führte sie mich zu ihrem Fortepiano, setzte sich, schlug an und sang: „Seelenbräutigam, Jesu, Gotteslamm." Wenn Gesellschaft da war, entzog sie sich oder ging allein. Wenn sie allein mit dem Bräutigam war, redete sie auch wenig. Als ich am Schluß des Besuches zur Post ging, saß sie allein in der Gartenlaube und nähte. „Helene, begleitest du mich bis zur Post?" Antwort: „Nein, aber wenn du wiederkommst, geh' ich ganz mit dir." Damit reichte sie mir die Hand, und ich ging mit ihrem Vater zur Post.

7. Am 31. Mai schrieb sie von Hanau, wo sie bei ihrem Bruder war:

„Seitdem Du weg bist, war es mir oft wohl und weh zumut. Aber Du fehlst mir recht, besonders nun in Hanau. Es betrübt

mich aber, wenn ich manches Mal betrübt bin und weiß nicht recht, warum, wiewohl ich sogar viel Ursache hätte, Gott zu danken und zu loben. Am Sonntag gingst Du weg. Am Montag hätte ich mit tausend Zungen meinem Gott singen mögen. Doch am Mittag hörte es auf; wir packten einiges ein, um nach Hanau zu fahren. Unterwegs sah ich auf dem Schiff so mancherlei Menschen, die Gottes Gnade noch nicht erfahren hatten. Da war ich nicht vergnügt, ach, und das Beten vergesse ich dann so oft."

Das psychische Leben der Frauen, sonderlich derer von schwachen Nerven, zu denen Helene gehörte, gleicht einem zarten Saiteninstrument: es unterliegt Stimmungen und Verstimmungen. Helenens Geist war dem feind, — wollte immer nur die heitere Seelenstimmung. In der Ehe gelang es ihr. Immer heiterer, immer munterer — so wurde sie.

8. In der Beantwortung ihrer Frage in Nr. 5 hatte der Bräutigam gemeint: „Es gibt keine höhere Verbindung als mit Ihm, aber diese Verbindung bildet sich auf Erden am schönsten ab, wenn zwei Eheleute nur ein Herz haben und dies eine an Ihn hängen." — Darauf kam am 3. Juni das Echo ihrer Einfalt:

„Meine größte Freude ist, daß wir beide nur ein Herz haben und dies eine nur allein an Christus hängt. Ja, Gott gebe, daß es recht fest an Ihm hängt! Amen.

Vergangenen Sonntag hast Du für mich gebetet, diesen Sonntag ich für Dich, daß der Herr Sein Wort, welches Du verkündigst, auf ein gutes Land fallen lasse, daß es gute Früchte bringen möge, und auch einst in Neuendettelsau! Amen."

9. Der Bräutigam wollte es der in Haushaltungssachen noch unerfahrenen und unerprobten Braut beim Eintritt in Neuendettelsau bequem machen und schrieb etwas der Art. Sie aber fühlte sich und sprach sich in ihrer Weise aus: „Du darfst Deine Helene nicht so gar sanft und wohl betten, sie möchte dies nicht gut vertragen. Deine Liebe meint es gut; doch ist es für Dein Weib sehr gut, wenn Du ihr etwas zumutest. Ich kann arbeiten. Gott hat mir ja einen gesunden Leib und Kraft gegeben. Du denkst mich zu schonen und mir deshalb meine häuslichen Pflichten bei meinem Eintritt in Neuendettelsau abzunehmen. Es kommt mir ein wenig eigen vor. Doch mach's, wie Dir es am besten deucht. Du weißt, Deine Helene versteht nichts und ist gar einfältig." — Es zeigte sich hernach, daß man so eine Einfältige getrost auch in ein noch nicht betretenes Arbeitsfeld eintreten lassen darf.

10. Als ihr nahegelegt wurde, nicht alle Briefe des Bräutigams zu beantworten, damit sie sich nicht eine Last auferlegte, schrieb sie:

„An Dich zu schreiben, ist mir gar keine Last. Wie kannst Du nur so etwas von Deiner Braut denken! Mich mit Dir zu unterhalten, macht mir Freude. Ich glaube, ich denke ebensooft an Dich wie Du an mich. Du sagtest einmal: An das, was man am liebsten hat, denkt man am öftesten; Dich habe ich ja nach Gott am liebsten. Viele Grüße von den Meinen! Der lieben Mutter geht es nicht gut, sie ist sehr gedrückt. Der Herr schenke ihr Freudigkeit, zu wandeln Seinen Weg! Der Vater ist vergnügt und wird morgen schreiben. Emilie läßt sich schönstens für Deinen lieben Gruß bedanken: sie habe Dich auch sehr lieb und wünsche sich einmal ein halbes Jahr ganz allein zu uns. Philipp war auch hocherfreut über Deinen Gruß und läßt Dich „merkwürdig" grüßen. Eben jeder weiß einen andern Gruß. Die Briefe, welche ich an Dich schreibe, werden, seitdem Du in Frankfurt warst, nicht wieder abgeschrieben, denn Du hast mir es ja damals gesagt.

Ich schreibe Dir zwar immer kurze Briefe, aber ich freue mich immer, wenn ich einen längeren von meinem Bräutigam erhalten. Du hast mir eben mehr zu sagen als ich Dir,

aber unsre Liebe, denke ich, ist eine so groß wie die andre."

Ein ander Mal (13. Juni) schloß sie einen Brief:

„Ich weiß Dir nicht viel zu sagen, so will ich aufhören, und doch habe ich Dir mit Lust geschrieben, wenn auch wenig."

11. Helene wurde von ihrem Bräutigam ermahnt, sich allezeit zu geben, wie es ihr ums Herz sei, wie sie eben könne. Das eben wollte sie. Sie wollte gern von innen heraus nach außen ein reiner, lauterer Bach sein und fühlte es schmerzlich, wenn die Harfe nicht harmonisch, hell und klar aus dem Innern tönte. Sie schrieb am 5. Juni:

„In Gedanken habe ich Dir heute schon einen Brief geschrieben, denn ich hätte Dich gar gern ein wenig gesprochen und Dich manches gefragt. Mein Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding, das weißt Du freilich. Aber weil ich Dir sagen soll, wie mir es immer ist, so will ich Dir nun auch schreiben, daß es mir heute nicht wohl zumut. Schon gestern merkte ich es, daß ich nicht recht ruhig in Gott war, und mir fiel der Spruch ein: ‚Eure Untugenden scheiden euch von eurem Gott.' Heute war ich bei Tante und Onkel S., um Deinen Gruß auszurichten, und las ihnen was aus

Deinen Briefen vor, weil sie Dich lieben und gern von Dir hören. Da sagten sie zu mir, ich sei, während mein Bräutigam da gewesen, so ganz anders gewesen, lang nicht so lustig. Das sagen auch die Meinen. Ich finde wirklich was Wahres darinnen. Wenn ich mich auch gerade nicht anders habe geben wollen, so war ich doch allerdings anders, solange mein Wilhelm bei mir war; ich glaube, Du hast mich nicht von der schlimmen Seite dieser Tage kennen lernen, sondern etwa von der besten, und doch wirst Du noch viel an mir zu tadeln gefunden haben. Ach, mein Herz ist ein gar bös und trotzig Ding. Ich vergesse so gar leicht meinen unsichtbaren, aber himmlischen Bräutigam. Ich bin daher betrübt, daß meine Liebe zu Ihm, der mich bis in den Tod geliebt, noch so gar kalt ist. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich manches Mal betrübt bin. Der Herr erforsche mich und erfahre mein Herz, Er prüfe mich und erfahre, wie ich's meine, Er sehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege!"

Auch später schrieb sie ähnlich. So am 6. Juli:

„Die liebe Mutter hatte sich schon darüber betrübt, Emilie darüber gezankt, daß ich so gar einsilbig mit Dir gewesen sei. Dir wollte ich nicht weh tun, aber ich höre Dir lieber zu, als daß ich selbst spreche. Das wird sich schon

geben, wenn wir zusammen sind und sprechen dürfen von dem, was uns das Liebste ist.“

12. Am Gedächtnistag ihrer Konfirmation, dem 8. Juni 1837, schrieb sie:

„Ich habe dem dreieinigen Gott heute, wie vor zwei Jahren auf den 8. Juni, mein Taufgelübde erneuert und von Herzen die drei letzten Verse des Liedes: ‚Ich bin getauft auf Deinen Namen‘ gesungen, und Du bist mit mir eins, und so habe ich Dich auch dem Herrn hingegeben. Ich denke, wenn ich für mich bete, so bete ich auch gleich für Dich mit. Dem Herrn sei Lob und Preis, daß Er uns erhalten hat bis auf den heutigen Tag; Er möge auch ferner mit Seinen armen Kindern Geduld haben und uns leiten auf Seinen Wegen. Der Herr hat bis hierher geholfen und uns gesegnet; Er segne uns auch reichlich in der Ehe und gebe, daß wir in Demut Seine Gnadenkinder bleiben in Jesu Namen! Amen.

Ein Lieblingsvers von mir ist der: ‚Der ewig reiche Gott woll' uns in unserm Leben ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben.‘ So teile ich Dir, meinem Liebsten, denn heute mit, daß ich recht vergnügt in Gott bin.“

13. Der Bräutigam hatte Helene eine Predigt über die Entschuldigungen der Geladenen, die er

in einer Landgemeinde gehalten hatte, geschickt. Darauf schrieb sie:

„Gott wolle in uns thronen, Seine Gnade in uns hausen, Sein Geist uns regieren immerdar! Du läßt Dich nicht entschuldigen, daß Du ein Weib genommen hast; nein, sondern Dein Weib geht mit Freuden mit, und ich bin froh, daß Du auch, da Du noch nicht der Meine warst, mich genötigt. Wenn ich nur den Herrn von Anfang geliebt und nun, da ich Ihn liebe, sagen dürfte, daß ich Gott liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allem Vermögen!“

14. Die Stimmungen und die Sehnsucht, immer gleich und heiter vor dem Herrn gestimmt zu sein, kamen in Helenens Briefen öfter vor. Antwort war gegeben, beide Brautleute hätten ziemlich gleiche temperamentliche Anlage. Darauf schrieb sie, — du wirst schier lächeln, Leser, und ihr war es doch voller Ernst der Einfalt:

„Ich hätte wohl niemals glauben können, daß Du etwas Gleiches mit mir hast; ich merke aber jetzt immer mehr, daß wir eins sind, weil Du mir manches sagst, das Du mit Deinem schwachen Weib gleich habest. Und Dir glaube ich es. Der Herr hat uns schon gesegnet dadurch, daß wir uns einander liebhaben. Die Liebe aber verträgt alles, sie

glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Wenn wir nur immer Gott recht lieben und an Ihn glauben! Psalm 63, 9: Unsre Seele hanget Dir an, Deine rechte Hand erhält uns. Ja, Amen."

15. Der Bräutigam hatte geschrieben:

„Recht schön ist's, daß Du immer aufrichtig Deine Freuden und Deine trüben Stunden mitteilst. Fahre auch dann fort, wenn Du nicht mehr Tinte und Feder bedürfen wirst, Dich mir mitzuteilen. Siehst Du, es scheint mir Aufrichtigkeit, die nichts auf dem Herzen behält, ein Haupterfordernis zu einer glücklichen Ehe zu sein. Oft behält man etwas in sich, hat viel trübe Stunden und Tage darüber und könnte es so leicht überwinden, wenn man nur reden möchte. Entzieh mir niemals Dein Vertrauen, auch wenn es manchmal schwer werden sollte, meinem elenden Herzen mit Vertrauen nahezukommen. Dräng Dich hinan an mein Herz, Du gehörst dahin. Sei, Du mir verbundenstes Herz, ja nie zu stolz, in mich zu dringen; Du wirst Dir so manches erleichtern und mir große Wohltat tun, wirst auch über mich und mein trotziges Herz einen Sieg um den andern gewinnen und immer mehr einen freundlichen, sich gleich bleibenden Hauswirt an mir bekommen."

Darauf schrieb sie einfach:

„Wenn Du kommst, bin ich eben gerade, wie es mir zumute ist. Was ich Dir im ersten Brief geschrieben, schreibe ich Dir auch in den letzten: ich wünsche sehr, immer ein offenes Buch zu sein gegen Dich, meinen lieben Mann; Dir will ich gern alles sagen. Gegen andre habe ich immer geschwiegen, was die liebe Mutter oft betrübt hat. Ich habe es nur dem lieben Gott gern gesagt, weil Er mich verstand und trösten konnte in Seinem Wort."

Es gelang ihr hernach auch wirklich, wie ich es wünschte.

16. Am 13. Juni erkundigte sie sich:

„Wie geht es Dir denn, mein Liebster? Bist Du traurig, oder bist Du vergnügt in Gott? Deine Helene hat jetzt ziemlich viel zu tun. Ich möchte gern noch manches arbeiten. Aber vor allem möchte ich gern beten lernen ohne Unterlaß und kämpfen den Kampf des Glaubens und mit meinem Heiland immer inniger verbunden werden. Ich kann's nicht begreifen, daß ich den Herrn noch so wenig liebhabe; es ist mir doch nicht schwer geworden, Dich zu lieben, und beim Heiland wird mir's so schwer. Der Herr erbarme sich unser und schenke uns die erste Liebe! Amen."

Von andern schrieb sie am 16. Juli:

„Es ist ein rechter Jammer, daß die N.N. alle den Herrn nicht liebhaben. Da haben sie gelacht, und E. gesteht selbst, sie lache oft recht viel und sei dabei so traurig inwendig. Sie möchten, glaube ich, alle gern ihre tiefe Traurigkeit aus dem Herzen lachen. Und es geht nicht. Der Herr wolle ihnen gnädig sein, statt dieser Freude ihnen eine göttliche Traurigkeit geben! Es ist was Eigenes um die Liebe. Meine Freundinnen und ich glaube fast alle, die mich liebhaben, haben mich lieber, als ich sie liebe. Ich habe sie alle lieb; meine Liebe scheint mir aber so klein. Der Herr tue über Bitten und Verstehen und schenke mir Liebe, die ich jetzt noch nicht verstehe. Du brauchst auch recht viel Liebe, denn Du hast ja viele Seelen zu lieben. Der Herr segne Dich, meinen lieben Bräutigam, mit reicher Liebe und gebe, daß ich Deine Gehilfin auch in der Liebe werde!“

17. Am 15. Juni schrieb der Bräutigam:

„Laß Dir etwas sagen, Helene. Wenn nur wir zwei miteinander recht in Liebe stehen, dann liegt an viel andern Dingen nichts; wir werden's in vereinter Geduld ertragen. Damit wir aber recht in der Einigkeit stehen, sei das unter uns eine ausgemachte Sache, daß wir

recht aufrichtig gegeneinander seien, aber was wir einander sagen, nie in Scherz und Spott einkleiden, sondern in heiligen, liebevollen Ernst. Ich habe es bei so vielen Ehestreitigkeiten, die mir als Seelsorger schon in die Hände kamen, gefunden, daß die ersten Wunden mit lachenden Reden und Neckereien geschlagen wurden. So wollen wir uns auch hüten, miteinander zu tändeln und zu spielen. Lieben wollen wir uns, aber wir wollen dabei das Wörtlein „ehren" in der Auslegung des 6. Gebotes nicht vergessen. Denn die Ehre ist eine Hüterin der Liebe und behütet sie, daß sie lebe und nicht untergehe. Wenn man miteinander spielt und tändelt, kann man nicht miteinander beten, und das bewirkt dann gewiß zuerst böses Gewissen, dann Öde und Leere, die leicht schlimmere Folgen für die Liebe hat. — Doch von Dir habe ich nichts zu fürchten."

Helene antwortete auf solche Naseweisheit des selbst noch jungen Pfarrers in ihrer Weise mehr als einmal, z. B.:

„Mir aber gebe Gott, daß ich meinen Mann nicht allein liebe, sondern daß ich mich auch recht oft erinnere, daß mein Mann ein Bild des rechten, hohen Hauptes Christi, um dessen willen ich Dich gern ehren will und tun, was Dir gefällig ist. Dann wird der

Herr geben, daß unsre Ehe eine christliche, göttliche Ehe werde.

Der Herr lehre mich immer mehr auf Ihn vertrauen, denn Er ist unsre Hilfe. Er bleibe unsre Zuversicht für und für, so werden wir Ihm danken und Seine Liebe preisen ewiglich: Gott sei mit Dir, den ich täglich mehr liebe und ehre, und behüte Dich, mein Liebster. Wir sind im Herrn verbunden, unsre Liebe wird nicht aufhören; dafür wollen wir danken."

18. Bei allem und allem ging mit ihr ein Gefühl des menschlichen Nichts, und sie sprach es dann mannigfach aus, z. B.:

„So hat Gott aus Gnaden auch Dein Weib erwählt, das wahrlich nichts ist, daß Er zuschanden mache, was etwas ist. Wer sich rühmt, der rühme sich des Herrn. Das müssen wir tun. Nur den Herrn rühmen und Seine Gnade und Liebe, die Gott an uns erweist! Ja, Amen."

Das ging ihr lebenslänglich nach. Sie wollte immer bei den Unmündigen sein; sie brauchte von sich selbst am liebsten solche Worte, welche ihren Mangel an Geistreichigkeit und glänzender Begabung aussprachen. Aber ihr Gefühl drückte sie nicht, und es fiel ihr gar nicht ein, deshalb Liebesmangel bei ihrem Bräutigam oder andern zu befürchten. Im Gefühl ihrer Armut und beim

Bekenntnis derselben war sie heiter und glücklich. Ihre Liebenswürdigkeit und ihr Wert stieg, je kleiner sie in ihren Augen wurde. Sie schrieb:

„Der Herr behütet die Einfältigen. Wenn ich unterliege, so hilft Er mir. Der Herr ist mit uns, darum will ich mich nicht fürchten. Diese Sprüche haben mich recht froh gemacht. — Ich danke dem Herrn, daß Er mich demütigt und hilft mir. — Wenn ich wenig in meiner lieben Bibel lese, da fehlt mir das Beste. Manches Mal werde ich so vergnügt, wenn ich Gottes Wort lese."

Und bei dem Gefühl der Niedrigkeit hatte sie himmlischen Sinn und Himmelssehnsucht.

„Es vergeht ein Tag nach dem andern. Der Herr, der im Himmel sitzt, denkt an mich und Dich. Der Engel, der Jakob erlöst hat, segnet Dich und mich. Der Friede des Herrn ist mit Dir und mir in Vergebung unsrer Sünden, in Kraft des Glaubens und der Heiligung.

Dem Herrn sei Dank und Lob, daß Seine Gnade täglich neu ist. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt Er unsre Übertretung von uns sein. Lobe den Herrn, meine Seele! Diesen Abend ist schon wieder ein Tag von der Wartezeit herum, und wir sind einen Tag näher der Ewigkeit, wo wir unsern

lieben Heiland sehen werden, den wir hier jeden Tag so oft betrüben. Ob wir uns gleich vor Ihm schämen müssen, so wollen wir uns doch immer freuen, so oft ein Tag vorüber, daß wir dem Herrn näher gekommen sind, der uns beide heimholen wird zu Seiner Zeit. Mein Liebster, da werden wir uns dann immerdar zusammen freuen und dem Herrn danken, daß Er uns Hoherpriester ist und daß Gott uns erwählt hat von Anfang zur Seligkeit in der Heiligung des Geistes und im Glauben der Wahrheit. Ja, Amen.

Gott segne uns alle, daß wir uns einst alle, wenn nicht auf Erden, doch im Himmel wiederfinden! Wie würde ich die Meinen gern alle auf Erden nicht mehr wiedersehen, wenn ich nur wüßte, sie bei Jesu Thron wiederzufinden! Der Herr wolle alles wohl machen!"

19. Manchmal war sie, wenn sie schreiben wollte, arm und wußte dann nicht, was sie schreiben sollte. Dann ließ sie's eben gehen und schrieb nicht. Manchmal war sie aber auch reich, und das Bächlein holdseliger Worte erging sich fröhlich im grünen Wiesengrund. So z. B. am 17. Juni. Da schrieb sie, wie sie sich die Sehnsucht nach dem Bräutigam vertreibe, wie sie ihn lieben wolle, was ihr ein unbekannter und doch bekannter Freund von dem gesalbten An-

gesicht der Pfarrfrauen gesagt hätte, wie sie ihren Trauergeist verjagte.

Lies, wenn du magst, was sie schrieb:

„Gestern habe ich eine rechte Sehnsucht, glaube ich, nach Dir gehabt und habe Dich sehr oft neben mich gewünscht. Denn ich war gestern, am Freitagnachmittag, mit Tante und Onkel S. nach Homburg gefahren, um Emilie zu besuchen. Unterwegs hätte ich so gern recht freudig zum Herrn beten und Ihn loben mögen, konnte aber nicht, hätte mich gern mit Dir unterhalten, konnte aber auch nicht. Da habe ich halt nur an Dich gedacht und für Dich und mich zu Gott geseufzt. Danach hätte ich mich gern mit meiner lieben Freundin, Frau Pfarrer P., unterhalten; die war aber nicht zu Hause. Da habe ich mich denn mit dem lieben Gott wieder allein unterhalten, habe gebetet und gesungen und mit einem 14jährigen Mädchen von Ihm geredet.

Du bist mein Herr, ich will Dich ehren und lieben, so wollen wir uns lieben, daß wir immer zusammen beten können! Das gebe Gott! Der Herr erhalte uns solche Liebe und mehre sie uns täglich! Ich danke mit Dir Gott, daß Du der meine bist und ich die Deine bin. Der Herr segne uns und brauche auch mich zu Seinem Werkzeug, wie Du Sein Werkzeug schon lange aus Gnaden bist.

Zu Deiner Braut sagte ein Dir unbekannter und doch bekannter Freund: ich möge den Herrn um ein gesalbtes Angesicht bitten, denn das sei für eine Pfarrfrau sehr nötig. Denn der Prediger, wenn er von seinem Amt heimkehre, habe immer gar viel Betrübendes erfahren. Da sei es die größte Freude, wenn die Frau ihm mit einem gesalbten Angesicht entgegenkomme.

Und noch manches andre sagte dieser liebe Pfarrer. Sein Name ist Mallet, Pfarrer in Bremen.

Ich könnte heute recht betrübt über mein Inwendiges sein. Aber ich will mich lieber freuen und fröhlich sein in Gott. Ich will heute nicht klagen über mein böses Herz, das weißt Du ja schon, sondern von der Gnade Gottes rühmen und Ihm danken, daß wir eines dem andern willig dienen zur Erbauung in Glauben und Liebe. Ihm lobsingen will ich, daß ‚Christus uns versöhnt hat mit dem Leibe Seines Fleisches durch den Tod, auf daß Er uns darstellte heilig und unsträflich und ohne Tadel vor Ihm selbst, so wir anders bleiben im Glauben gegründet und fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums.‘

Der Herr gebe, daß wir uns einander brünstig liebhaben aus reinem Herzen, jetzt und immerdar!“

Wenn sie dann so in ihrer Einfalt „einherlagte“, so freute das ihren „Gegenstand“, und er hätte ihr gern was Schönes geschickt. Da gab sie dann das ihr geziemende Echo. Z. B.:

„Du möchtest mir gern alles schenken und ich Dir auch. Gestern gab mir der Vater ein nettes Rosensträußchen; das hätte ich gern meinem Wilhelm geschickt. Was Du mir schickst, ist nur alles von höherem Wert, als was Deine Braut Dir schicken möchte.“

20. „Wenn Dir etwas an mir und von mir nicht gefällt,“ schrieb der Bräutigam, „so verklage mich nur bei mir selbst, — es ist mir eine Ehre, wenn Du an mich selbst appellierst. Wenn mir an Dir etwas nicht gefällt, so verklage ich Dich bei Dir. Wenn wir uns verklagt haben, dann wollen wir immer miteinander beten, — und sooft wir uns einander strafen, geschehe es immer vor dem Gebet! Vor dem Gebet werden wir uns nichts übel nehmen, dem alten Menschen und seiner garstigen Empfindlichkeit keinen Raum lassen, und ob auch etwas sitzenbliebe, so würde es durch das Gebet wieder hinausgeworfen, — und so, meine herzliche Braut, bleiben wir schön eins und wachsen ineinander alle Tage mehr. — Ist Dir's so recht, so wollen wir uns fleißig daran erinnern, eins das andre.“

Darauf ließ sich das Echo der Einfalt vernehmen:

„Ich werde Dir immer dankbar sein, lieber Wilhelm, wenn Dir an mir etwas nicht gefällt und Du mich bei mir selbst verklagst. Deiner Helene wird aber dies schwer werden, nämlich ein Gleiches gegen Dich zu tun. Darum bete, lieber Wilhelm, daß, so es not tun sollte, daß Dein schwaches Weib dann aufrichtig gegen Dich ist! Der Herr wird mir schon helfen!“

21. Helene schrieb am 22. Juni ihre Meinung von dem Hohenliede:

„O mein Wilhelm, ich habe mir noch nie gedacht, daß Du ein Heiliger seist; ich denke dies von keinem Menschen. Ich weiß, daß Du ein begnadigter Sünder bist, und Du weißt, daß ich eine begnadigte Sünderin bin, aber ich glaube, ich kenne mein großes Sündenelend noch nicht so wie Du das Deine, und ich kann die überschwengliche Gnade des Herrn noch nicht so fassen, wie Du es kannst. Ich bin aber deswegen doch eine begnadigte Sünderin, nicht wahr? — Die schönen Stellen von der Ehe habe ich gelesen. Das Hohelied muß ich nicht verstehen, denn es gefällt mir nicht; ich lese dasselbe nicht gern.“

Was ihr darauf geschrieben wurde, lies, Leser, wenn du willst, auch.

„Das Hohelied wird meine Helene schon noch schätzen lernen. Mich hat es heute sehr

getröstet. Kapitel 1, 5 kann Dich jetzt schon lehren, daß die Braut eine Seele ist, schwarz von Sünden, lieblich durch Seine Gnade, des ewigen Bräutigams. Kapitel 2, 16 ist ein Text, wahrhaft bräutlich; ich wünschte mir ihn zum Leichentext, wie ich einmal einem meiner Paten im Fichtelgebirge den Leichengottesdienst darüber gehalten habe. Kapitel 5, 5. 6 beweisen, daß die geistliche Braut des Herrn von inwendigen Erfahrungen der ewigen Bräutigamsliebe redet. Kapitel 5, 10 zeigt den Bräutigam offenbar als den, vor dem ich meine Knie beuge, wie Esther vor Ahasverus. Kapitel 8, 6. 7 redet von einer unaussprechlichen Heilandsliebe, die ich samt meiner teuern Braut bis in den Tod erfahren und dann mit ewigen Liedern besingen werde, — mit Dir!

Ich weiß, was Dich stört. Du findest manche Stellen fleischlich. Sie sind's aber nicht, denn sie enthalten Worte des Heiligen Geistes. Ich könnte freilich mit meiner Braut nie so reden, aber der Heilige in Israel darf von allem reden, was der Herr geschaffen, und wir sollen, von Ihm unterwiesen, lernen, daß man auch vom Leibe heilig und mit reinem Herzen sollte reden können. Lege Deine Augen in Deine Hände, geliebte Braut, und bete den an, der kann, was wir beide nicht können. Sprich mit mir

ein „Dreimalheilig“, und dann zürne mir nicht, daß Dein Bräutigam Dir das gesagt hat! Er meint es von Herzen treu mit seiner Liebsten.

Eigentlich liebe ich Krummachers Predigten nicht; aber man kann aus ihnen lernen, namentlich auch aus denen über das Hohelied. Du wirst sie vielleicht einmal mit mir lesen — und darfst Dich nicht fürchten, als würdest Du da erröten müssen. Sie sind zart gehalten! — Erlaube, daß ich Dir aus der Vorrede zur ersten Auflage folgende Stellen abschreibe:

Mir ist dieses heilige kanonische Buch (das Hohelied) ein Buch voll großer geistlicher Beziehungen, das ich jenem Schmetterling, Apollo genannt, vergleichen möchte, der schön und farbig wie wenige, nur auf den hohen Alpen lebt und über unermeßlichen Tiefen die glänzenden Flügel regt.

Der Schlüssel zum Hohenliede liegt in der eigenen Erfahrung. Wer noch draußen ist und das heitere und selige Heiligtum der Christusgemeinschaft, wovon das Lied durchgängig zeugt, noch nicht selbst betreten hat, dem gelten die höchsten Töne der Sulamithin nicht. — Das Ohr dafür hat keiner mit auf die Welt gebracht. Suche die Deutung dieses Liedes nicht auf dem Wege eines vernünftigen Reflektierens; es ist eitel.

Wen es befremden oder gar anstoßen sollte, daß im Hohenliede zur Veranschaulichung geistlicher, geheimnisvoller Verhältnisse die Bildhüllen aus dem Gebiet der bräutlichen und ehelichen Liebe entlehnt werden, der bedenke doch, daß die Liebe der Geschlechter, insoweit sie in Gott ist, eine himmlische Blume sei im irdenen Topf. Die irdene Scherbe wird zu ihrer Zeit zerschlagen werden, daß die Blume zu ewiger Verklärung in den Himmel eingehe.

Laß Dir sagen, teuerste Seele, rede von dem Hohenliede mit niemand als mit mir, es ist am ungefährlichsten. Du bist nur nicht gewohnt, in der Sprache und Beziehung des Hohenliedes Deine Erfahrungen zu sagen, denn den Inhalt hast vielleicht auch Du so ziemlich durchgemacht. Es ist auch gar nicht nötig, daß jedermann diese Sprache lerne, - geredet werden darf sie selten, sonderlich in unsrer Zeit. Übrigens halte ich gerade Dich nicht für so weltlich, daß Du die Sprache des Heiligen Geistes im Hohenliede nicht herauslauschen könntest. Ahne doch ich etwas davon, — und Du bist hoffentlich doch eine heiligere Seele als ich."